

Was ist ein lebenswertes Leben?

Über Selbstbestimmung und die Rolle der Gesellschaft

Barbara Schmitz (Basel),
Philosophin

Die Frage, was ein lebenswertes Leben ist, können Menschen nur für sich selbst beantworten. Aber sie ist immer auch eine gesellschaftliche Frage, und es ist eine Aufgabe der Gesellschaft, die Voraussetzungen für ein lebenswertes Leben zu schaffen. Einige Überlegungen aus philosophischer Perspektive über Selbstbestimmung, den Blick auf Behinderung und die Tragödie des Suizids.

Der Einfluss der Gesellschaft auf die subjektiven Bewertungen des Lebenswerts ist umfassend und vielschichtig. Ich möchte im Folgenden drei Aspekte andeuten. Zum einen ist die Frage, ob ein Leben mit Behinderung lebenswert ist, eine, die unser Verständnis von Behinderung betrifft. Je nach Modell dessen, was eine Behinderung ist, wird man sein Leben als mehr oder weniger lebenswert ansehen. So hält sich in weiten Teilen der Welt heute noch das Bild von Behinderung als Makel, der in religiösen Vorstellungen auf Gottes Zorn oder eine begangene Sünde zurückzuführen ist. In westlichen Gesellschaften wurde dieses Bild im Zuge der Aufklärung durch ein medizinisches Modell ersetzt, demzufolge Behinderung ein Defekt, eine Abweichung vom normalen Funktionieren ist. Dieses wurde in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts abgelöst durch ein soziales Modell von Behinderung, welches den Slogan prägte: Behindert ist man nicht, behindert wird man.

Heute herrscht ein differenzierteres Bild vom Verhältnis zwischen individueller Beeinträchtigung und gesellschaftlichen Strukturen vor. In einem relationalen Modell wird Behinderung als eine Fehlanpassung (»mismatch«) zwischen individueller Ausstattung und gesellschaftlichen Bedingungen beschrieben. Es betont die Wechselwirkung von individuellen Faktoren und gesellschaftlichen Bedingungen und misst der gleichberechtigten Teilhabe einen hohen Wert zu. Behinderung ist demnach ein kontextuelles Phänomen, ein relatives Konstrukt, das dynamisch verändert werden kann. Es ist offensichtlich, dass es viel schwerer ist, sein Leben als lebenswert mit einer Behinderung zu empfinden, wenn diese eine Tragödie, ein Defekt oder gar eine Sünde ist.

Zum zweiten schafft eine Gesellschaft mit ihren Strukturen, ihren Institutionen, ihren Möglichkeiten zur Teilhabe, ihren Wahlmöglichkeiten die Voraussetzung, damit Menschen ihr Leben als lebenswert ansehen können. Wer diskriminiert und ausgegrenzt wird, wer keine Möglichkeit hat, im Bereich des Wohnens, der Arbeit und der Freizeit am Leben einer Gesellschaft teilzunehmen, wird es sehr viel schwerer

haben, sein Leben als lebenswert anzusehen. Eine lebenswerte Gesellschaft ist somit eine Bedingung für die Möglichkeit, sein Leben als lebenswert einzuschätzen.

Zum dritten wird in liberalen Gesellschaften ein besonderer Fokus auf Autonomie und Freiheit gelegt. Mit der Autonomie und dem lebenswerten Leben ist es aber eine besondere Sache, wie Äußerungen von Menschen immer wieder zeigen: »Wenn ich mich nicht mehr selbstständig waschen/essen/laufen/auf die Toilette gehen kann, ist mein Leben nicht mehr lebenswert.« »Mein Leben ist nur lebenswert, wenn ich frei entscheiden und selbstständig leben kann.« »Ich habe immer selbstbestimmt gelebt; wenn ich das nicht mehr kann, möchte ich selbstbestimmt sterben.« »Ich möchte auf keinen Fall von anderen abhängig sein; meine Selbstständigkeit ist das wichtigste.« – In Äußerungen wie diesen drückt sich eine Haltung aus, die Autonomie – verstanden als Selbstbestimmung, Unabhängigkeit und Selbstständigkeit – als wesentlichen Faktor für das lebenswerte Leben ansieht. Wir finden diese Haltung besonders oft, wenn Menschen über Alter und Tod nachdenken.

Um diese Sicht zu verstehen und zu sehen, was an ihr problematisch ist, können zwei Verständnisse von Autonomie unterschieden werden. In einer Sicht, die ich idealisierte Autonomie nennen möchte, wird Autonomie als ein auf Maximierung angelegtes Vermögen gesehen, das die Unabhängigkeit des Menschen vor den Unbillen des Schicksals sichern soll. Autonomie ist ein Weg der Befreiung von äußeren Mächten, Ausdruck der Stärke des Menschen. Als selbstbestimmtes Wesen kann der Mensch – so das Bild – sich frei machen vom Einfluss anderer Menschen, von den Wirrnissen des Schicksals, von gesellschaftlichen Bedingungen. Autonomie schafft dementsprechend eine Unabhängigkeit von Zufälligkeiten und lässt mich meine Ziele, meine Projekte, meine Pläne, mein Leben leben.

Natürlich ist in einem solchen Bild das lebenswerte Leben sehr eng an ein Maximum von Selbstständigkeit und Selbstbestimmung gebunden. Damit aber wird der Radius des lebenswerten Lebens auch sehr verengt. Legen wir hingegen eine soziale Autonomie zugrunde, wird Selbstbestimmung als partielles, graduelles und soziales Vermögen gefasst, das viele verschiedene Formen annehmen kann. Ausgangspunkt einer sozialen Konzeption ist die Überlegung, dass Autonomie ein Vermögen ist, das sich in einem sozialen Kontext abspielt. Es ist auch immer verwoben mit Nicht-Autonomie, mit Fremdbestimmung, mit Einflüssen von außen, mit inneren

Gern diskutieren

Über die Frage »Was ist ein lebenswertes Leben?« redet und diskutiert Barbara Schmitz gern, auch im Rahmen von Vorträgen, Podien, Fortbildungen. Am 31. Januar 2023 referiert die Philosophin aus Basel in Bocholt, moderiert von BioSkoplerin Erika Feyerabend (→ *Veranstaltungstipps auf Seite 16*). Aktuelle Termine stehen auf ihrer Homepage www.barbara-schmitz.net

► Widerständen und persönlichen Bedingungen. Eine klare Grenze, wo die Fremdbestimmung aufhört und die Selbstbestimmung anfängt, lässt sich bei konkreten Entscheidungen meist nicht ziehen. Autonomie kann graduell sein, mal handle ich mehr, mal weniger autonom. Selbstbestimmung kann sich auf einzelne Teilbereiche des Lebens mehr oder weniger stark beziehen. Es gibt Bereiche, in denen mir Autonomie sehr wichtig ist und andere, in denen sie mir nicht so wichtig ist, und das kann sich wandeln.

Diese soziale Autonomie ist Ausdruck dessen, dass wir nicht nur autonome, sondern auch bedürftige Wesen sind und als solche in einem Netzwerk von sozialen Verbindungen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen unsere Autonomie leben. Legt man ein solch soziales Verständnis von Autonomie zugrunde, so erfährt auch die Frage nach dem lebenswerten Leben eine andere Beleuchtung. Es muss dann nicht mehr darum gehen, einseitig ein Maximum an Autonomie als Bedingung des lebenswerten Lebens zu verstehen.

Das bedeutet nicht, dass Autonomie nicht sehr wichtig ist, in irgendeiner Form – und in der Pflege behinderter Menschen ist viel Gewicht darauf zu legen. Es bedeutet nur, dass auch dann, wenn ich nicht mehr selbstständig gehen kann, nicht mehr selbstständig essen und auch, wenn ich dement werde, ein Leben noch lebenswert sein kann.

Mit der Frage nach dem lebenswerten Leben hängt auch das Thema Suizid zusammen. Manchmal wird gar der Suizid als Ausdruck der freien Selbstbestimmung gesehen, so auch vom Bundesverfassungsgericht. »Die Entscheidung des Einzelnen, seinem Leben entsprechend seinem Verständnis von Lebensqualität und Sinnhaftigkeit der eigenen Existenz ein Ende zu setzen, ist im Ausgangspunkt als Akt autonomer Selbstbestimmung von Staat und Gesellschaft zu respektieren«, schrieben die Richter im Urteil vom 26. Februar 2020 zum »Recht auf selbstbestimmtes Sterben«.

Aber ist es so einfach? Ist das die Position, die auch aus meinem subjektiven Ansatz notwendig folgt, die sich ergibt, wenn man die subjektiven Einschätzungen des lebenswerten Lebens ernst nimmt und respektiert? Ich denke: Nein! Um das zu begründen, ist es so wichtig, dass man versteht, dass es sich bei einem Suizid um eine Tragödie handelt.

Zum einen ergibt sich das daraus, dass viele Menschen an einer vorübergehenden psychischen Störung oder Krankheit leiden, wenn sie einen Suizidwunsch haben. Am häufigsten werden Depressionen und manisch-depressive Störungen als Auslöser vermutet. Dabei sind

sich verschiedene psychologische Studien nicht einig, wie groß der Anteil derjenigen ist, bei denen eine psychische Erkrankung wesentlich zur Tötungsabsicht beigetragen hat. Sie schwanken zwischen 15 und 90 Prozent. Das Problem einer genauen Zahl besteht darin, dass man nach einem Suizid die Angehörigen nach psychischen Auffälligkeiten fragen muss und diese schwerlich ein angemessenes Bild geben können, sondern vielmehr unter dem Einfluss des plötzlichen Todes zu Umdeutungen früherer Verhaltensweisen des Verstorbenen neigen.

Bei all denen, bei denen eine psychische Störung vermutet wird, ist ganz fraglos zu helfen. Sie können durch eine geeignete Behandlung zumeist von ihrem Wunsch geheilt werden. Ein Suizid ist somit eine Tragödie für die betroffene Person. Bei einem Suizid werden die Möglichkeiten des Lebens nicht ausgenutzt. Fälschlicherweise wird der Tod als Lösung von Problemen des Lebens erlebt.

Ein Suizid ist weiterhin eine Tragödie für die Hinterbliebenen. Jeder plötzliche Tod stellt Angehörige vor einen abrupten, oft schmerzhaften Abschied, der meist eine lange Phase der Trauer bedeutet. Ein Suizid provoziert all die Fragen,

ob der Tod nötig, völlig sinnlos oder vielleicht in irgendeiner Weise vermeidbar gewesen wäre. Die Ungewissheit darüber, ob es nicht starke Hinweise, Andeutungen gab, treibt die Hinterbliebenen oft um und lässt sie nicht zur Ruhe kommen. Die

Frage nach den Gründen ist deshalb so quälend, weil es keine Antwort gibt, weil sich die Hinterbliebenen im Schweigen wiederfinden und ihre Fragen ins Leere gehen.

Suizid ist über den individuellen Kontext hinaus nämlich auch eine gesellschaftliche Tragödie und Suizidprävention ist eine gesellschaftlich dringende Aufgabe. In Anbetracht der hohen Zahl von Suizidopfern ist es beschämend, wie wenig getan wird, um die Zahl der Suizidenten zu reduzieren. Vielleicht wird immer noch verkannt, wie groß der Einfluss der Gesellschaft auf verschiedenen Ebenen ist. Für unsere Zeit ist sicher die hohe Belastung des Einzelnen in einer auf Leistung und Effizienz ausgerichteten Gesellschaft als Faktor zu nennen. Depressionen, Schlaflosigkeit, Burn-Out, Ängste, in dieser Gesellschaft nicht bestehen können, können die Gefühle eines Menschen mit Suizidabsichten prägen.

Diese Überlegungen zum Suizid zeigen, dass die Entscheidung »Mein Leben ist nicht lebenswert« von einer Vielzahl gesellschaftlicher Faktoren bedingt ist. Allein dies erklärt bereits, warum wir nicht einfach dieses Urteil anerkennen können, ohne alle Hilfe anzubieten, die uns möglich ist.

Eine klare Grenze, wo die Fremdbestimmung aufhört und die Selbstbestimmung anfängt, lässt sich bei konkreten Entscheidungen meist nicht ziehen.

Denkanstöße

»Gemeinsam Nachdenken über das, was das Leben ausmacht«, schreibt Barbara Schmitz, »ist eine der wichtigsten und erfüllendsten Tätigkeiten.« Denkanstöße auf 192 Seiten bietet ihr neues Buch, erschienen im März 2022 im Reclam-Verlag: *Was ist ein lebenswertes Leben? Philosophische und biographische Zugänge.* Auf ihrer Homepage skizziert die Philosophin, worum es in ihrem Buch geht – Leseprobe: »Bei der Auseinandersetzung mit dem Thema war es mir dann – gerade auch als Konsequenz der grauenhaften Geschichte, die mit dem Begriff des nicht lebenswerten Lebens zusammenhängt – wichtig, dass die subjektiven Antworten eine zentrale Rolle spielen müssen. Wir können keine objektiven Kriterien angeben, wann ein Leben lebenswert ist, aber wir können von denen lernen, die durch Behinderung, Krankheit oder Demenz zeigen, wie lebenswert das Leben mit Einschränkungen sein kann. Im Buch bilden die persönlichen Erfahrungen von verschiedenen Menschen, auch meine eigenen, den Ausgangspunkt für die philosophische Auseinandersetzung, in der ethische Grundfragen im Zentrum stehen. Es geht um Themen wie: Warum ist ein Leben mit einer Behinderung lebenswert? Was ist der Sinn des Lebens angesichts einer schweren Erkrankung? Was ist Gesundheit? Welche Bilder von Alter und Demenz sind gesellschaftlich vorherrschend? Welche verschiedenen Verständnisse von Autonomie sind relevant? Wie sollen wir Suizid verstehen? Welche Rolle spielt die Hoffnung in einem menschlichen Leben?«

